

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 21 (1945-1946)

Heft: 16

Artikel: Der Traum des Soldaten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-709960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Biwak im Schnee

Kameradschaftlich ist es nicht, aber wir gönnen es ihm doch ein wenig! Gewiß, der Steilhang ist total vereist, die Stahlkanten haben Mühe, einzubeifßen. «Schrägfahrstellung, vom Hang weglehnen», tönt die Stimme unseres Klassenlehrers, und elegant fährt er das Befohlene vor. Das Tempo wird immer schneller. «Vom Hang weg», ist einfach gesagt, aber — auf dem Rücken lauert der hochbepackte Sack darauf, die Schrägfahrtstellung (das Alpha und Omega der neuen Skitechnik) in einen Abrutscher umzuwandeln. Die Klassenkolonne hat sich, der skifahrenden Kunst der Schüler entsprechend, auseinander gezogen. Da, von der Schlufgruppe her mehrstimmiges: «Anhalten! Abgebremst — es ist so vereist, daß ich lieber weiterfahren würde. Der Bündner Korporal saust heran, riskiert so etwas wie einen Christiania, fällt und kann sich nur durch rasches Einsticken des Stockes vor einem Rutsch in die Tiefe bewahren. Keuchende Meldung: «Dr Lüfzger isch dur z'Loch aha». — Man kann den Hang auch so bezeichnen, auf jeden Fall — mir graust — wenn auch — siehe ersten Satz. Der Skilehrer, einer der «Von» aus dem Berner Oberland brummt etwas von leichtem Hang und nicht fahrenkönnen, während die Nächstan kommenden Bericht erstatten, ebenfalls leicht schadenfroh, ganz tot sei unser nicht restlos beliebter Leutnant nicht, er beginne eben wieder aufzusteigen. —

Beinahe hätte ich vergessen zu melden: Klasse vierzehn des Wintergebirgskurses auf dem Wege ins Schneebiwak! Wir haben die Wahl zwischen einem Schneeloch oder einem Iglu. Ich bin für den Iglu. Schon allein das Wort tönt so eskimoisch kalt. (Im Geist sehe ich mich nach einem kapitälen Eisbären um.) Es soll aber doch eine Schneehöhle werden, vielmehr deren zwei, welche Platz bieten sollen für fünf, resp. vier Mann. Zusammenspiel mit der Sondierstange. (Welcher von den vier Teilen paßt auf welchen?) Ein geeignet scheinender Hang wird auf die Schneehöhe untersucht. Zweiundhalb Meter — zu wenig. Versuchen wir es weiter unten. Da — ein Rucksack hat sein Opfer gefunden. Unser Interlakener hat zu einem Stemmbogen angesetzt, elegant wechselt er das Gewicht auf den bogenäußersten Ski, lehnt hinaus, wird überzogen, und kopfvoran flitzt er über das Eis in die Tiefe. In der Falllinie stehen zwei Bäume, ca. 3 Meter Abstand, dazwischen Gebüsch. Baum oder Lücke, Baum oder Lücke! Er saust ins Gestrüpp hinein, wird gestoppt und bleibt liegen, bewegungslos. Aus! — Nach zwei Minuten, unendlich langen Minuten, rappelt sich das Häuflein Mensch, Rucksack, Ski

und Stöcke in die Höhe und — jauchzt. Befreites Aufatmen. Auf die Frage, warum er so ruhig gelegen sei, gibt er die Antwort: «Weißt du, ich habe die Arme vor den Kopf gehalten und gedacht, es kommt bestimmt noch was nach.» Daß er die Arme vor den Kopf gehalten hat, läßt sich nicht bestreiten, denn die Haut daran hängt in Fetzen. «Mach nichts, Ski und Stöcke sind noch ganz.»

Der zweite Hang ist günstig, über drei Meter Schnee. Das sollte genügen. Unser lieber Leutnant ist inzwischen auch angelangt und weist eine leicht abgeblätterte Tapete auf. Mit Ueberzeugungskraft erklärt er, nicht seine Skitechnik sei schuldig am Sturz, sondern die Skischuhe seines Bruders, die er leider heute angezogen hätte. Mit Anteilnahme als richtig empfunden ...

Zwei Schneeflächen, unter welche die Höhlen zu liegen kommen, werden mit den Stöcken eingehakt: Betreten verboten! Mit der Lawinenschaukel markiert der Klassenlehrer das Eingangsloch, erläutert noch einige technische Einzelheiten, wünscht uns viel Glück und überläßt uns dem schneieigen Schicksal. (Auf daß wir ihm Ehre einlegen, gibt er seine «Bätziventile» in unsere treue Obhut) — Der Eingangsschlupf wird möglichst klein gehalten, ein Mann soll bequem (bequem ist eigentlich anders) durchkriechen können, also ca. einen halben Meter im Geviert. Die Lawinenschaukel ist handlich, und ich beginne, mich, mehr liegend als kniend, in die Schneedecke einzubuddeln. Stich oben, Stich links, Stich rechts, von unten her den Schneewürfel anhebeln und über die Schulter hinausbefördern. Dies hört sich ganz simpel an und schien zu Anfang auch so. Aber nur zu Anfang. Je weiter ich grabe, desto mühsamer wird die Arbeit und kleiner der Arbeitsplatz. Immer neue Lagen versuche ich einzunehmen: Kniend — stoße ich mit Kopf und Armen überall an, auf dem Bauche liegend — werfe ich mir die Schneeklumpen hauptsächlich auf den Rücken, wälze ich mich auf den Rücken — so landen sie auf dem Bauch. A*la Murmeltier geht es eine Weile ganz gut. Nämlich so: den losgebrochenen Schnee schaufle ich zwischen den Beinen durch nach hinten und strample und schiebe ihn mit den Schuhen zum Loch hinaus. (Der vereiste Hang übernimmt von dort an gratis die Weiterbeförderung.)

Leider hat der Schnee die unangenehme Gewohnheit, sich bei Berührung mit Gegenständen, die mehr Celsiusgrade als er besitzen, in Feuchtigkeit aufzulösen. Diese Mehrtemperatur habe ich, mehr als mir lieb ist. Der Schweiß rinnt saunaisch von

mir. (Was mit der Specklieferantin nichts zu tun hat, sondern sich auf die finnische Sauna bezieht.) — Halbwegs zwischen Uniform und Unterkleidern trifft er sich mit dem Schneewasser von außen, welche Mischung mir zu Bewußtsein bringt, daß draußen noch vier Kameraden (der Leutnant ist bei der andern Gruppe) nur darauf warten, sich als Häuer betätigten zu dürfen. Rückwärts hinaus gekrabbelt und: Nächster, der da noch dran will! Jetzt verstehe ich, warum Bergleute beim Verlassen der Zeche so frohe Gesichter machen. — Aber als ungünstig erweist sich ein weiterer physikalischer Vorgang: Kühlte sich Schweiß und Schneewasser an der Außentemperatur ab, erfolgt die Erscheinung, die wir gemeinhin mit gefrieren bezeichnen. Meine Hosenbeine zeigen dieses Phänomen in kürzester Zeit. Für was besitzt aber die Armee im allgemeinen, und ich im besonderen, einen wunderbaren Schneeanzug? Rasch übergestreift und schon das elegante Weiß von Bluse und Hose taut, mit Umweg über die Eitelkeit (Traum jedes Wintergebirgskünstlers: Photo im Schneeanzug), dem durchschnittlichen Soldaten und Offizier selbst steifgefrorene Schuhe auf. Meine bohrende Arbeit wird fortgesetzt durch den urchigen Luzerner Kellermeister, d. h., da ich ihn nicht mehr draußen sehe, nehme ich an, die strampelnden Beine im Eingangsloch gehören zu ihm. Er ist es auch, das beweist der neue Absatz am linken Schuh. Dessen Vorgänger hatte sich mit Hilfe der Diagonalzugbindung (welche Marke sei verschwiegen) beim Vorlageüben selbstständig gemacht. — Nach kurzem verlangt mein Nachfolger nach Hilfe. Er habe schon mit dem Gewölbe begonnen und für einen weitern Häuer sei neben ihm Platz; ein dritter dürfe (!) im Gang den innen losgebrochenen Schnee wegträumen.

Der Schlafsaal wird nicht in direkter Fortsetzung des Stollens erstellt, sondern schräg seitwärts in die Schneedecke getrieben, und zwar so, daß sein Boden auf gleiche Höhe mit der Decke des Eingangsschlupfes zu liegen kommt. Dies, um der kalten Außenluft den Zutritt zu verwehren, und die Wärme im Innern beisammen zu halten. Kunstgerecht sollte der Stollen V-förmig angelegt werden, bis zur Hälfte absinkend, dann ansteigend zur Höhle. Diese selbst wird so niedrig wie möglich gehalten, ebenfalls aus wärmetechnischen Gründen. Gleich beim Ausgraben werden auf ihren beiden Längsseiten ungefähr dreißig Zentimeter hohe Schneebänke stehen gelassen, als Widerlager für die Skis, welche als Unterlage, sozusagen als Untermautratze verwendet werden sollen. (Schluß folgt.)

Der Traum des Soldaten

Eine Legende.

Kanonendonner und Schlachtenlärm waren aus irgendeinem Grunde verstummt. Der Soldat lag in einer Grube am Waldrand und blickte verwundert in die ruhig gewordene Welt. Die Sonne glitzerte in den Taufropfen und als der Soldat den Helm abnahm, spielte ein leichter Sommerwind mit den Haaren, die feucht und kleb-

rig in das Gesicht fielen. Nichts rührte sich. Weder neben, noch vor ihm. Nur im Walde pfiffen einige Vögel und in der Ferne schrie zehnmal ein Kuckuck. Der Soldat erinnerte sich der Kuckucksuhr, die daheim in der Wohnstube gehangen hatte und schloß, daß es zehn Uhr am Morgen sein müsse. Die Sonne schenkte ihm ihre

Wärme und ließ die Kleider trocknen, die vom morgendlichen Tau feucht geworden waren. Als er sich bewegen wollte, bohrte im Knöchel ein brennender Schmerz. In den letzten Tagen waren sie viel marschiert und über dem Mann am Waldesrand lag die Müdigkeit wie ein bleernes Gewicht. Seine Augen blickten in den blauen Him-

mel. Vom Felde stieg eine Lerche auf, ließ sich fallen, stieg wieder auf und verschwand, nachdem sie dieses Spiel mehrmals wiederholt hatte, in der Ferne. Der Soldat blickte ihr nach und freute sich der hellen Töne, die noch in der Luft zu schweben schienen, als sein Auge den Vogel längst verloren hatte.

Lang auf dem Rücken ausgestreckt, lag der Soldat da, als sich zum zweiten Male ein tiefer Schlaf über ihn senkte.

Die Straße auf der er wanderte, schien endlos zu sein. Ebenso endlos, wie die graue Kolonne, in der er marschierte. Reihe an Reihe, Glied an Glied: eine gewaltige, stumme Armee. Dichter grauer Nebel lag über allem und machte es unmöglich, Gesichter oder Einzelheiten der Uniform zu erkennen. Aber in den schweigsamen Männern schien ohnehin längst alle Neugier erstorben und nur noch die Erkenntnis lebendig zu sein, daß es nichts mehr gäbe, daß ein Interesse lohnen könnte.

Der Mann, der neben dem Soldaten ging, trug den Arm in der Binde. Sein schmutziger Rock war weit geöffnet und die Achselklappen baumelten lose über die Schulter herab. So konnte der Soldat nicht erkennen, ob Freund oder Feind neben ihm war. Aber dies schien allen Marschierenden auch gleichgültig zu sein. Müde zogen sie auf der endlosen Straße in den Nebel hinein, sich mühsam auf der gleichen Höhe mit dem Nebenmann haltend. Ihre genagelten Schuhe verursachten ein gleichförmiges schlürfendes Geräusch und die weiße Binde des Nachbarn geisterte wie ein rätselhafter Lichtpunkt in der grauen Schar. Manchmal wurden sie von einem Tank überholt oder von einer Kanone, vor die man Pferde gespannt hatte. Dann blickten die Soldaten ängstlich zur Seite und einige hoben die Arme, als wenn sie sich schützen wollten. Aber die drohenden Rohre blieben stumm. Die Mannschaften hatten es scheinbar eilig, an die Spitze des Zuges zu kommen.

«Warum schiefen sie nicht?» fragte der Soldat und erschrak vor seiner eigenen Stimme, die nicht mehr die seine zu sein schien.

«Sie werden keine Munition mehr haben», antwortete der Kamerad mit der Armbinde in einer anderen, fremden Sprache. Der Soldat aber wunderte sich, daß er seinen Nachbarn trotzdem verstand und wohl auch darüber, daß es auf einmal keine Munition mehr geben sollte.

Und weiter schleppte sich die graue Kolonne, ohne zu fragen, wie weit und wohin es gehen möge. Sie hatten vielleicht alle verlernt, nach dem Ende des Weges und nach dem Ziel zu fragen.

Keiner von ihnen wußte, ob sie Tage, Monate oder Jahre marschiert waren, als sie auf einem weiten Feld ankamen, auf dem sich die Krieger, die ihnen vorangegangen waren, bereits aufgestellt hatten. Da ordneten sie sich in den langen Reihen ein und mührten sich, ordentlich im Glied zu stehen. Und als ihnen dies nicht gelingen wollte, begannen sie sich ihrer Kraft- und Disziplinlosigkeit zu schämen. Der Soldat suchte die weiße Binde und es überkam ihn wie Trauer, als er erkennen mußte, daß er seinen Gefährten im Wirbel der Ankunft aus den Augen verloren hatte. So hatte er

den einzigen Menschen verloren, mit dem er während des Marsches in die Unendlichkeit einige Worte gewechselt.

Jetzt stand neben ihm ein junger Mensch — fast ein Knabe noch — der ihn mit großen, verwunderten Augen anschaut. Auf der anderen Seite hatte sich ein älterer Mann zu ihm gesellt, in dessen Bart Schnee und Eiszapfen hingen und dessen Blicke sich begehrlich in die Reihen der Neuankömmlinge zu bohren schienen. Von Zeit zu Zeit schüttelte er den Kopf, als sei er enttäuscht, daß er nicht finden konnte, was er suchte.

Immer mehr kamen und reihten sich ein und die Männer, die bereits auf der Wiese standen, stützten sich auf ihre Gewehre und blickten den Neuen entgegen.

Mit einem Male waren auch Frauen und Kinder im Zug und Greise, die sich auf Stöcke stützten. Dadurch verlor die Menge auf dem Platz den letzten Rest der militärischen Haltung. Da alle Uhren nicht mehr gehen wollten, wußte niemand von allen, die da standen, wie lange Zeit vergangen war, bis sich die Reihen der Ankommenden lichteten. Immer weniger kamen die Strafe herauf und plötzlich brach der Strom überhaupt ab. Nur eine junge Frau zog noch gegen den Sammelplatz. Sie hatte Mühe zu gehen, da sie ein Kind auf dem Arm trug und zwei weitere sich ängstlich an ihren Rock klammerten, in dem sie die Gesichter vor Furcht verborgen hielten. Unserem Soldaten schien es, als überliefte ein Zittern seinen Nebenmann und als rollten Tränen über den gefrorenen Bart zur Erde hinab.

So standen sie alle und warteten, bis das junge Weib nähergekommen war, hinter dem die Strafe nun leer blieb. Und sie sahen den Säugling auf dem Arm und erblickten ein Gesicht, das bereits grau und gefurcht war, wie das ihre, und wenn sich die schweren Lider hoben, blickten ein Paar Augen darunter hervor, in denen bereits alle Kenntnisse um Leiden und Schmerzen eines Menschenlebens lagen. «Mein Gott!» sagte der junge Mann an der Seite des Soldaten und bekreuzigte sich schüchtern.

Plötzlich brachen Sonnenstrahlen durch die Nebelwand und die auf der Wiese standen, richteten sich auf und reckten die Hälse. In der Ferne schrien einige Signaltröpfchen mit blecherner und heiserer Stimme, als wollten sie zum Appell rufen. Und im Sonnenlicht sah man jetzt einen Hügel, auf dem sich eine kleine Gruppe von Menschen versammelt hatte, von der ein Teil genau wie sie staubige und ausgeblichene Uniformen trug. Alle auf dem Hügel scharften sich um einen, welcher der Oberste von ihnen sein mußte, obwohl sich die Soldaten auf der Wiese vergeblich bemühten, irgendwelche Rangabzeichen an ihm zu entdecken.

Die Strahlen der Sonne ergossen sich wärmend über den Versammlungsplatz und über die Menschen, die auf ihm standen. Und es war, als wäre allen mit einem Male das Leben wiedergegeben worden, denn sie erhoben plötzlich ein lautes Geschrei, das immer stärker wurde und schließlich wie ein hemmungslos brausender Orkan die Luft füllte.

So lärmten und schrien sie durcheinander, bis der Oberst auf dem Hügel die Hand hob und ihnen Ruhe gebot. Da wurden sie

wieder still und sanken in den Zustand der aufmerksamen Betrachtung zurück, aus dem sie die Sonne für eine kleine Zeit aufgeschreckt hatte.

Aber es war, als sollte trotzdem keine Ruhe in die Versammlung einkehren, denn nun sprang aus ihrer Mitte ein junger Krieger gegen den Hügel vor und sagte, während er mit erhobenem Finger auf einen der in der vordersten Reihe stehenden zeigte: «Der dort tötete mich!» Seine Stimme klang unnatürlich schrill und gequält.

Jener aber, der also angeklagt war, trat einige Schritte vor und sagte leise, fast bittend: «Du irrst dich, Kamerad, du mußt dich irren. Wie hätte ich dich töten sollen, da ich dich doch gar nicht kenne.»

«Und dennoch tatest du es», entgegnete der andere, «aber es war Nacht im Walde, in dem du es vollbrachtest und mein Gesicht lag im Schatten der großen Bäume. Dich aber erkannte ich damals, weil Leuchtkugeln gerade in jenem Augenblick die Finsternis in Licht verwandelten. Es ist mir nur diese Erinnerung an dein Gesicht geblieben, weil sonst alles so schnell ging. Kaum ließest du mir Zeit, dich zu hassen.»

«Ich erinnere mich des Waldes und der Nacht», sprach müde und nachdenklich jener, der angeklagt war. «Die Leuchtkugeln hingen an den Bäumen wie Christbaumkerzen und ich fürchtete mich, als sich deine Silhouette vor mir erhob. Ja, ich fürchtete mich vor dir. Und weil du mir der Tod zu sein schienst, schoß ich auf dich. Deshalb und weil man mir gesagt hatte, daß es meine Pflicht sei, auf die gegenüberstehenden Schaffen zu schießen. Ich sagte schon, daß es aus Furcht geschah, denn das von der Pflicht hatte ich eigentlich in dem nächtlichen Walde vergessen. Aber ich wollte dich nicht töten. Nein, ganz gewiß nicht. Nur noch selbst ein wenig weiterleben habe ich wollen. Du aber sahst so drohend und gefährlich aus. Ich denke, daß du mir glauben wirst und ich möchte, daß du mir verzeihst.»

«Du tatest mir weh, Kamerad», sagte der erste noch leise, bevor er wieder dorthin zurücktraf, woher er gekommen war. Der andere blickte ihm traurig nach und ließ die Hand kraftlos fallen, die sich für einen kurzen Moment gehoben und wohl den Händedruck des Getöteten erhofft hatte.

Und nun trat einer nach dem anderen vor und die auf der Wiese hörten viele Klagen und Beschuldigungen ruhig und geduldig mit an und wunderten sich, daß es so vieles Leid und eine solche Fülle von Schmerzen geben konnte. Da hatten sich zum Beispiel auch eine alte Frau und ein alter Mann mühsam nach vorn gedrägt, sich ängstlich an den Händen haltend, um nicht einander zu verlieren im Gedränge.

«Sie warfen Blitze und Brände auf uns», sagte der Greis und deutete mit einer umfassenden Gebärde auf die versammelten Krieger, die verstummt waren, weil es eine dünne und altersgeschwächte Stimme war, die über die Wiese klang und weil die Hintenstehenden ebenfalls hören wollten, «aber wir hatten keinen Schutz vor ihnen als unser hölzernes Häuschen am Dorfausgang und diese zitternden, schwachgewordenen Hände. Wir standen vor dem Haus, als sie über uns herfielen.

(Fortsetzung und Schluß folgt)